

Euleborn – verhängnisvolle Neugier

Autorin: Petra Starosky

... Wie es der Zufall wollte, fuhr der alte, fast schon blinde Holzhacker Johann einige Tage später mit einer großen Ladung Kaminholz zur Burg.

Mutter war auf einen Schwatz zur Nupfern¹ und ahnte nichts von meinem Vorhaben. Ich schlüpfte in die ausgefransten Hosen, die sie mir vor einiger Zeit lachend umgearbeitet hatte, bevor ich mal wieder mit Vatel zur Jagd aufbrach.

„Bist halt wirklich mehr ein draufgängerischer Junge als eine brave Tochter“, bemerkte Vatel damals stolz und klopfte mir auf die Schulter.

„Gib bloß gut auf sie acht, irgendwann müssen wir sie doch unter die Haube bringen“, rief Mutter uns hinterher, obwohl mir der Sinn überhaupt noch nicht nach Heiraten stand.

Theresia schüttelte missbilligend den Kopf. Auch sie konnte kein Verständnis für meine Ausflüge aufbringen. „Das gehört sich nicht für ein anständiges Mädchen“, schalt sie mich mehr als einmal.

Wie unheilvolle Vorahnungen blitzten diese Momente häuslichen Glücks vor meinem inneren Auge auf, als ich zu meinem waghalsigen Abenteuer aufbrach.

Heimlich schlich ich mich aus dem Dorf und wartete, bis der alte Johann in den Fahrweg zur Burg einbog. Gemächlich trotteten seine beiden Pferde den Weg hinauf. Johann bemerkte nicht, dass ich mich als blinder Passagier hinten auf seinen Wagen schwang. Ganz klein zusammengekauert hockte ich angespannt zwischen dem Holz. „Hoffentlich sieht mich der Bucklige nicht“, bangte ich.

Aus den Erzählungen der Männer wusste ich, dass er alle Lieferungen und alle Handwerker mit scharfen Adleraugen überwachte. Weitere Bedienstete tauchten gewöhnlich nicht auf, während die Dörfler sich in der Burg aufhielten. Keiner vermochte mit Bestimmtheit zu sagen, ob es überhaupt noch mehr Bewohner in dem alten Gemäuer gab.

„Vielleicht weiß ich bald mehr.“

Vorsichtig spähte ich aus meinem Versteck, als sich der Wagen des alten Johann der inzwischen ausgebesserten Zugbrücke näherte und langsam auf das weit geöffnete Tor zuhielt. Eine ungeheuerliche Anspannung erfasste mich. Würde ich es tatsächlich schaffen, unbemerkt in die Burg zu gelangen? Vor Aufregung klopfte mein Herz laut und schmerzhaft in meiner Brust.

Vom Kamm der Berge zogen drohend schwere Wolken, wie von wilden Peitschen getrieben, ins Tal. Die untergehende Sonne bemühte sich vergeblich, mit ein paar Strahlen unseren Weg zu erhellen.

Windböen heulten um die steinernen Türme, flüsterten mir immer wieder Warnungen zu. Auch die hohen Tannen versuchten mich wispernd von meinen Vorhaben abzubringen. Abermals meinte ich den klagenden Ruf eines Käuzchens zu vernehmen. Mein Mut wollte mich tatsächlich fast verlassen, mich schauderte nicht nur von der kühlen Herbstluft.

„Zimperliese“, schalt ich mich selbst und versuchte meine Kühnheit wiederzufinden. „Wer weiß, ob sich so schnell wieder eine Gelegenheit für einen Abstecher in die Burg bietet.“

„Das wird doch wohl nicht noch ein Unwetter geben heuer“, brummelte Johann in seinen grauen Bart. „Ich spür’s in meinen Knochen. Wenn bloß jemand oben beim Abladen hilft. Ich würd gern vorm Regen wieder daheeme sein.“

¹ Nachbarin

Leseprobe aus:

Euleborn – verhängnisvolle Neugier

Autorin: Petra Starosky

Ich beruhigte mich ein wenig, schließlich war Johann auch noch da und er konnte meine tatkräftige Hilfe gut brauchen, auch wenn er davon noch nichts ahnte.

Kurz darauf rumpelte der Wagen über die Brücke in den Hof hinein. Ich hielt den Atem an und verkroch mich so gut es ging unter dem Holz. Unnötig, wie ich gleich darauf erleichtert feststellte. Keine Spur war von dem Rothaarigen zu entdecken.

Johann schien genau zu wissen, wo er seine Fracht abladen sollte. Er lenkte seine Pferde links an der Mauer entlang zu einem Lager, das schon einiges Brennmaterial beherbergte.

Behände sprang ich vom Wagen, während sich Johann ächzend vom Kutschbock quälte und sich suchend umsah. Ärgerlich schüttelte er den Kopf, als er keine helfende Hand ausmachen konnte.

Ich fühlte mich hin- und hergerissen zwischen meiner unbändigen Neugier und meinem Mitleid mit dem armen Johann. Schließlich entschied ich mich, erst Johann beim Entladen zur Seite zu stehen. Sicher konnte ich zwischendurch meinen Blick immer wieder über den Innen-Hof schweifen lassen.

Wie erfreut Johann war, als ich neben ihm auftauchte!

Doch er erkannte mich in meiner Kleidung aus Männerhosen und Joppe meines Vaters nicht. Meine langen Haare verbargen sich unter einer Mütze, ebenfalls bei meinem Vater ausgeborgt, wobei ich zugeben muss, dass er davon nichts ahnte.

Johann hielt mich für einen Diener der Gräfin und zeigte sich sehr dankbar für mein kräftiges Zupacken. Erst als wir ungefähr die Hälfte des Wagens abgeladen und ordentlich zu den anderen Scheiten gestapelt hatten, wagte ich eine kurze Pause.

Ich richtete mich auf und ließ meine Augen den Hof erkunden. Die Gemäuer, von denen ich bisher nur die talzugewandte Seite und die vier runden Türme gesehen hatte, zogen sich rings um den ganzen Hof und begrenzten den rechteckigen Innenhof. Das große Tor befand sich rechterhand von mir. Die von den steinernen Unholden bewachte Freitreppe lag nicht, wie erwartet, dem Tor gegenüber, sondern rechts davon.

Die Stufen führten zu einer riesigen Holztür, die von verschnörkelten Säulen umsäumt wurden. Im schwächer werdenden Tageslicht hoben sich rankengleiche Verzierungen an den Mauern nur undeutlich von der grauen Wand ab. Obwohl ich von meinem Standort nichts Genaueres erkennen konnte, wirkte die majestätische Eleganz wie ein verzaubertes Märchenschloss auf mich.

Vermutlich befand sich dort der Zugang zum Haupthaus mit einer gewaltigen Eingangshalle, Empfangsräumen und Ballsälen im unteren Bereich und seinen gräflichen Gemächern in der oberen Etage, wie ich aus den zwei Reihen verglaster Maueröffnungen schloss. Dunkel und leblos schauten die Fenster in den hereinbrechenden Abend. Doch ließ sich dort keine Lebenszeichen erkennen.

„Wie bei meinem ersten Abstecher! Alles dunkel – und wie still es hier ist!“

Auch in den angrenzenden Gebäuden mit schlichterer Fassade und ebenfalls zwei Reihen Fenstern zeugte kein Lichtschein von regen Tätigkeiten der Bewohner.

„Wo sind sie nur alle?“ Ein wenig verwundert wandte ich mich wieder der Arbeit zu.

Ich bückte mich gerade hinter dem Wagen, um heruntergefallene Holzstücke aufzusammeln, als wie aus dem Nichts der mürrische Zwerg erschien. Unwillkürlich verbarg ich mich vor seinen stechenden Augen hinter den Holzstapel.

Leseprobe aus:

Euleborn – verhängnisvolle Neugier

Autorin: Petra Starosky

Ohne ein Wort des Grußes warf er Johann den Beutel mit der Entlohnung zu und trieb ihn zur Eile an. Gähnende Leere auf dem Fuhrwerk zeigte bald darauf die Beendigung der Arbeit an. Johann kletterte beschwerlich zurück auf seinen Kutschbock.

Zögernd wagte er eine Frage an den Buckligen, der ungeduldig am Wagen stand: „Wie geht es den jungen Zofen? Können sie vielleicht eine kurze Nachricht an ihre Eltern senden?“

Der Zwerg ließ ein verächtliches Schnaufen hören. „Die gräflichen Zofen sind mit der Vorbereitung des heutigen Festes beschäftigt, sie können es sich nicht erlauben, Nachrichten zu übermitteln“, kanzelte er Johann ab, der vor Schreck zusammensuckte. Ich bewunderte Johann für seinen Mut, überhaupt eine solche Frage ausgesprochen zu haben.

Nun blieb Johann nichts mehr zu tun als sein Gefährt zu wenden und langsam durch das Tor zurück ins Dorf zu rollen.

Wieder war ich unschlüssig. Meine Neugier war noch nicht gestillt. Sollte ich im letzten Moment noch auf den Wagen springen oder möglichst unbemerkt die Burg wieder verlassen?

„Nein, nun war ich einmal hier und will mich noch ein bisschen umsehen“, beschloss ich. Ich konnte doch später immer noch zu Fuß zurück ins Dorf gehen.

„Vielleicht kann ich einen Blick auf das Fest erhaschen? Vielleicht würde sich sogar eine Aufgabe für mich finden?“, stieg eine leise Hoffnung in meinen jugendlich-naiven Leichtsinn auf. Diese Idee besiegelte mein Schicksal.

Im Geist sah ich einen kerzenerleuchteten Saal mit vielen vornehmen Herrschaften. Duftender Braten wurde aufgetragen, köstlicher Wein funkelte in den Trinkpokalen. Bei diesen Gedanken lief mir das Wasser im Mund zusammen. Noch nie durfte ich solche edlen Speisen kosten. Wenn die Bäudlerin so was Gutes in ihrer Küche zubereitete, jagte sie immer alle Mägde hinaus. Doch der Duft durchzog nicht nur die Wirtsstube, sondern kitzelte jeden in der Nase, der sich nur in der Nähe aufhielt.

Bald musste es doch auch hier so verführerisch riechen!

Seltsam fand ich auch die tiefe Stille, die über den Gemäuern lag, wenn es doch in Kürze ein großes Fest geben sollte. Wo waren die Gäste, die Spielleute, die Diener, Mägde und Zofen?

7.

Aus meinem Versteck zwischen dem Kaminholz heraus beobachtete ich, wie Johann durch das Tor entschwand. Bald schon verklangen das Hufgetrappel und das Quietschen des Wagens in der Ferne.

Der Bucklige humpelte hinterher und verriegelte unter großer Anstrengung mit einem Riegel den Burgzugang. Schließlich schlug krachend eine Tür nahe dem Burgtor ins Schloss, hinter der Griesgram, wie ich ihn inzwischen im Geheimen nannte, verschwunden war.

Nun hielt mich der Euleborn gefangen. Die unheimliche Stille senkte sich noch tiefer herab, selbst der Wind hielt in seinem wilden Spiel inne, das Rauschen der Bäume drang nicht mehr an mein Ohr. Nur auf den Zinnen hockten einige Krähen. Sie beäugten mich misstrauisch, als ich mich nach geraumer Zeit vorsichtig aus meinem Versteck hervorwagte.

Leseprobe aus:

Euleborn – verhängnisvolle Neugier

Autorin: Petra Starosky

„Haltet bloß eure Schnäbel!“, drohte ich ihnen leise. Von den Krähen an den Griesgram verraten werden, wollte ich nun wirklich nicht.

„Was soll ich nun anfangen?“, fragte ich mich im Stillen.

Die Abenddämmerung lag wie ein schwerer Teppich über der Burg. Suchend schaute ich mich im letzten Licht um. Dunkle Wolken jagten noch immer über den Wald, obwohl das Lied des Windes mich nicht erreichte. Die hohen Mauern ragten düster und drohend in den Himmel. Die Türme schienen sich zum Innenhof zu beugen. Suchten sie den Eindringling, suchten sie mich? Die lautlose Dunkelheit der Schatten im Hof raubte mir die Luft zum Atmen.

„Wäre ich doch mit Johann zurückgefahren“, seufzte ich.

Plötzlich flammten in den Fenstern über der breiten Freitreppe nacheinander zahlreiche Lichter auf.

Erschrocken drängte ich mich dicht an die Wand hinter mir und suchte in ihrem Dunkel Schutz vor einer Entdeckung.

Schemenhafte Schatten bewegten sich eilig in den Räumen hin und her. Auch im Wallgebäude erwachte nun polternd Leben. Holzeimer fielen zu Boden. „Ale Gake, pass doch auf!“, hörte ich den Griesgram selbst durch die dicken Mauern keifen.

Gleich darauf liefen eilige Füße über den gepflasterten Hof, ohne dass ich jedoch erkennen konnte, wer es war. Wie ein nebelhafter Schatten verschwand die Gestalt unter der Freitreppe.

Leises Murmeln lenkte meine Aufmerksamkeit auf die noch immer in Finsternis gehüllte Seite des Hofes. Wer mochte sich dort in den dunklen Nischen verbergen? Eine Tür quietschte in den Angeln und seltsam hohles Gelächter schwebte in die Nacht hinaus.

Ein unerklärliches Grauen griff nach meiner Seele. Mutterseelenallein in der geheimnisumwitterten Festung stahlen sich Bruchstücke der Erzählung der alten Muhme in meine Gedanken. Besonders ihre letzten Worte hallten in meinem Kopf.

Langsam schlich ich mich zitternd und mit weichen Knien an der Mauer entlang in Richtung des Tores. Ich traute mich nicht mehr, offen auf die beleuchteten Räume zuzugehen und meine untertänigen Dienste anzubieten. Welche fürchterliche Strafe hielt die Gräfin für einen ungebetenen Eindringling wohl bereit? Ich wollte es nicht mehr herausfinden. Soviel zu meinem überschäumenden Mut!

Ich fand, wie tief im meinem Inneren befürchtet, das Tor fest verschlossen. Soviel ich auch zog und zerzte, meine Kraft reichte nicht, um den schweren Riegel auch nur einen Zoll zu bewegen.

Panische Angst stieg in mir auf.

Ich zwang mich, tief durchzuatmen und nach einer Fluchtmöglichkeit zu suchen. Doch schnell musste ich mir eingestehen, dass der einzige Ausweg durch das unnachgiebige Tor führte.

Wenn ich nicht hinausgelangen kann, überlegte ich, brauchte ich ein sicheres Versteck, bis am nächsten Morgen der Weg nach Hause sich hoffentlich wieder öffnen würde.

Um die lange Nacht hinter dem Stapel Kaminholz zu verbringen, war es bereits viel zu kalt. Der nahende Winter schickte schon seine kalten Vorboten. Und ganz sicher würde jemand bald Holz holen, um die Öfen und Kamine anzuheizen. Man würde mich sicher entdecken.

Leseprobe aus:

Euleborn – verhängnisvolle Neugier

Autorin: Petra Starosky

Ich musste in eines der Gebäude gelangen. Die von Kerzenschein erhellten Räume wollte ich meiden, so versuchte ich mein Glück mit einer Tür auf der unbelebten Seite der Mauer.

Schon im ersten Versuch öffnete sich lautlos ein Zugang zu einem der Wachtürme. Möglichst leise huschte ich durch den schmalen Spalt hinein. Damit sich meine Augen ein wenig an die tiefe Dunkelheit des Raumes gewöhnen konnten, blieb ich erst einmal mit dem Rücken an die Tür gelehnt stehen. Bald erkannte ich ein kleines Fenster, das sich nur unwesentlich als helles Rechteck aus der dunklen Mauer herausschälte.

„Schade, dass gerade heute kein Mondenschein meinen Ausflug erleuchtet“, seufzte ich still in mich hinein und lauschte angestrengt, ob sich irgendwas in meiner Nähe regte. Doch keinen fremden Laut konnte ich vernehmen, wahrlich Totenstille umgab mich. Nur mein schwerer Atem verriet meine unerlaubte Anwesenheit. So nahe des Einganges fühlte ich mich nicht sicher genug und tastete mich daher weiter an der Wand entlang.

Zu meinem Erstaunen griffen meine suchenden Hände bald ins Leere. Ein leichter Luftzug verriet den Ausgang zu den Zinnen der Mauer. Sollte ich dort hinaufsteigen und einen Rundblick riskieren?

Nein, erst umrundete ich den gesamten Raum, fand jedoch keinen weiteren Ausgang. So erklomm ich die steilen Stufen hinauf in den Turm. Von oben bot sich mir aus den glaslosen Maueröffnungen ein atemberaubender Blick zwischen dunklen Tannen hinab ins Tal zu meinem Heimatdorf. Das anheimelnde Funkeln der erhellten Häuser trieb mir Heimwehtränen in die Augen. Mit jeder Faser meines Herzens wünschte ich mich in die warme Küche zu meiner Mutter zurück. Sicher köchelte bereits die Abendmahlzeit auf dem Herd. Vermissten sie mich schon?

Ich fühlte mich so einsam und verlassen als wäre ich ein verlorenes Blatt im Wind. Mein Zuhause lag fast greifbar unten im Tal. Und doch war es mir unmöglich, dorthin in die sichere Wärme zu gelangen.

Die Vorboten des nahenden Winters fegten mit eisigen Sturmböen die Berge hinab und verstärkten meinen Missmut nur noch mehr.

Mit einem Mal fiel mir meine Schwester Theresia an. Sie musste doch ganz in meiner Nähe sein. Ob sie wohl auch manchmal einen sehnsüchtigen Blick nach unten warf und in Gedanken bei Mutter und Vater weilte?

Vielleicht konnte ich sie ja doch noch finden. Auch wenn ich es nicht gern zugab, trotz allen Neides vermisste ich sie. Wir waren doch von gleichem Fleisch und Blut und gehörten zusammen. In diesem Moment erschloss sich mir die Innigkeit einer Familie. Neue Beherztheit durchströmte mich.

Wenn ich ein Lebenszeichen Theresias mit nach Hause bringen könnte, hätte mein Ausflug sogar einen guten Zweck erfüllt.